

„Der Mann, der erst in seine Excerpta steigen muß oder in seine Bibliothek, ist gewiß ein Artefakt.“

Lichtenberg, das Exzerpieren und das Problem der Originalität¹

Dem heutigen Leser ist Lichtenberg in erster Linie durch seine Sudelbücher ein Begriff.² Lichtenberg sammelte seine Bemerkungen, Ideen und Gedankenexperimente in rund zwei Dutzend Notizbüchern und Materialheften – die Tagebücher abgerechnet. Unter den über achttausend publizierten Kurztexen findet sich nicht nur eine große Anzahl origineller „Pfennigs-Wahrheiten“ (F 1219), die das „Sonntagskind in Einfällen“ (D 177) seinem eigenen Genie verdankte. Einen kaum geringeren Anteil machen Lesefrüchte aus den Werken fremder Autoren aus, die Lichtenberg in seiner „Exzerpten-Sparbüchse“ (J 471) zusammengetragen hat. Man darf ihn deshalb mit einigem Recht unter die Meister-Exzerptoren der deutschen Spätaufklärung zählen.³ Eine solche Bezeichnung wäre den Zeitgenossen Lichtenbergs allerdings reichlich absurd vorgekommen. Sie kannten und schätzten ihn als Verfasser von naturwissenschaftlichen Aufsätzen und satirischen Kampfschriften, als Bearbeiter der verbreiteten „Anfangsgründe der Naturlehre“ seines Studienkollegen und Freundes Johann Christian Polycarp Erxleben, als Herausgeber des „Göttinger Taschen Calenders“ oder als Kommentator der Werke des englischen Malers und Kupferstechers William Hogarth. Dieses Bild von Lichtenberg als Autor änderte sich auch nach der Publikation ausgewählter Notizen aus dem Nachlass in der ersten Gesamtausgabe von 1800 bis 1806 nicht grundsätzlich. Erst mit Albert Leitzmanns Auswahl-Edition der Notizhefte unter dem Titel „Aphorismen“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts begann sich Lichtenberg als Aphoristiker in den Köpfen festzusetzen.⁴ Etwa zur gleichen Zeit etablierte sich notabene die Gattung des Aphorismus in der Literaturwissenschaft.⁵

Aber auch Lichtenberg selbst hätte sich über die Qualifizierung als Aphoristiker oder Exzerptor wohl nicht wenig gewundert und vielleicht auch reichlich geärgert.⁶ Denn zum einen ist in seinen Notizbüchern Privates und (Halb-)Öffentliches bunt durcheinander gewürfelt und er hätte sich deshalb der Veröffentlichung seiner „Hausbücher“, die er wie ein Geheimarchiv hütete,⁷ wahrscheinlich vehement widersetzt.⁸ Zum anderen aber hätte ihn wahrscheinlich die schiere Tatsache, dass man ihn mit der Tätigkeit des Exzerpierens identifiziert hätte, in Rage gebracht. Dies jedenfalls lässt eine Bemerkung aus dem Sudelbuch L vermuten, aus welcher das Titelzitat meines Beitrages stammt. Die Notiz lautet im Zusammenhang:

„Der Mann, der nicht aus dem Stegreif zu rasonieren weiß über Materien seines Fachs, der erst in seine Excerpta steigen muß oder in seine Bibliothek, ist gewiß ein Artefakt. Man hat heut zu Tage eine Kunst berühmt zu werden, die war den Alten unbekannt, die wurdens durch Genie. Pasten sind unsere meisten berühmten Gelehrten, keine Edelsteine. Allein sehr weit wird es auch mit ihrem Ruhm nicht gehen. Ihre Werke werden vergessen, wie die Poesie des Cicero, die sogar [seine] der Ewigkeit entgegen gehende Prose nicht einmal zu erhalten im Stand war“ (L 69)

In diesem Beitrag möchte ich nicht mehr und nicht weniger versuchen, als diese eine Aufzeichnung etwas umständlicher zu kommentieren. Der Exzerptor Lichtenberg scheint in der zitierten Notiz mit dem Exzerprierwesen hart ins Gericht zu gehen. Ein Widerspruch, wenn man die Formulierung aufs Konto der theoretischen Überzeugungen des Individuums Lichtenberg bucht, gegen die seine eigene Praxis zeugt. Liest man sie indessen vor der Folie ihrer historischen Voraussetzungen, dann offenbart gerade ihre scheinbare Inkonsequenz eine symptomatische Konsequenz. Mit dem allgemeinen gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozess wechselt im 18. Jahrhundert auch die Literatur ihren Status. Aus einer in der Gesellschaftspyramide stabil verorteten Kultur, der Gelehrsamkeit, beginnt sich ein Sozialsystem mit eigenen Funktionen und Subfunktionen herauszubilden. Im Zentrum dieses Systems stehen unter anderem die Konzepte der Individualität und Originalität.⁹ Die Praxis des Exzerprierens wird in der Spätaufklärung deshalb zum theoretischen Problem, weil sie an der Umschaltstelle dieser beiden Paradigmen steht, die das Kriterium der Urheberschaft für literarische Texte ganz unterschiedlich definieren. Plakativ ausgedrückt verschiebt sich der Fokus dabei vom Konzept der Autorität zu jenem der Autorschaft. Ein früher Indikator dieses Paradigmenwechsels ist die Geniebewegung. Und gerade mit dem Geniekult in der Nachfolge von Klopstock hatte Lichtenberg seine liebe Mühe. Wenn ich im Folgenden nach dem Problem der Originalität in Lichtenbergs Exzerptheften frage, so ist diese Frage in doppelter Hinsicht legitim. Erstens sind Exzerprierkritik und Genieschelte bei Lichtenberg zwei Seiten ein und derselben Medaille. Und zweitens entspringt diese Koinzidenz nicht nur der Idiosynkrasie eines einzelnen Autors, sondern ist in nicht geringerem Maße ein Indiz eines gesellschafts- und wissenschaftsgeschichtlichen Prozesses.

Meine Überlegungen gliedern sich – dem Titel gemäß – in zwei Abschnitte. Den etwas ausführlicheren Anfang machen Lichtenbergs theoretische Annotationen zur Technik des Exzerprierens vor dem Hintergrund der rhetorischen Tradition und ihrer Aktualisierung in den zeitgenössischen Exzerpieranleitungen. Daran schließt die spezielle Frage nach der Originalitätsproblematik. Lichtenbergs Kritik am Geniekult

des Sturm und Drang soll nach ihren rhetorischen und erkenntnistheoretischen Motiven befragt werden. Zum Schluss führe ich beide Aspekte des Problems zusammen, um von hier aus noch einmal auf den zu kommentierenden Sudelbuch-Eintrag L 69 zurückzublicken.

Ich behandle mein Thema also ausschließlich unter dem Aspekt seiner theoretischen Reflexion und Problematisierung durch Lichtenberg. Die berechtigte Frage nach Lichtenbergs effektiver *Exzerpierrechts* bleibt dabei weitgehend unberührt. Die quantitative wie qualitative Analyse der Lichtenbergschen Exzerpte, ihrer autographen Situation und ihrer aufschlussreichen Druckgeschichte, vor allem aber die detaillierte Untersuchung ihrer Nutzbarmachung für die publizierten Werke Lichtenbergs sind nach wie vor ein Forschungsdesiderat.¹⁰

I.

Techniken, fremde Schriften zum eigenen Nutzen auszugsweise abzuschreiben, gehören in den westlichen Schriftkulturen von der griechischen Antike bis ins 19. Jahrhundert zum eisernen Bestand der Bildungstradition.¹¹ Ihre theoretischen und praktischen Basisterrains waren und blieben seit ihren reflexiven Anfängen bei Aristoteles die Rhetorik und, mit dieser eng im Bunde, die Logik (Dialektik).¹² Die Anleitungsliteratur zum Anlegen von Exzerptheften und Kollektaneen zeichnete sich seit je durch ihre vage Begrifflichkeit aus – ein Zeichen dafür, dass ihr Ziel eher die intellektuelle Praxis als deren theoretische Regulierung gewesen ist. Die wichtigsten Elemente der westlichen Exzerpierrechts, die historisch erstaunlich konstant bleiben, sind

1. die Sammlung von Texten und Textzitate, die sich in neuen Textzusammenhängen als Redestoff, Beispiel oder Argument verwenden lassen (*inventio*-Funktion),
2. die Sammlung stilistisch musterhafter Texte oder Textelemente zum Zwecke der Nachahmung (*imitatio*-Funktion),
3. die Sammlung merk-würdiger Daten, Fakten, Anekdoten und Kuriositäten im Hinblick auf eine spätere Verarbeitung (*memoria*-Funktion) und
4. die Sammlung von Realien, die die Kenntnisse des sammelnden Leser unterhaltsam bereichern sollen (*docere/delectare*-Funktion).¹³

In der Antike dienten die gesammelten *loci* oder *topoi*¹⁴ vor allem als heuristisches Mittel zur Auffindung von Argumenten. Häufig wurden sie nach bestimmten Fragekatalogen geordnet – seit dem Mittelalter nach der beliebten Hexameterformel *quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando* – und in handschriftlichen und

gedruckten Sammlungen als inhaltlich fixierte Redewendungen oder Themen archiviert. Aufgrund dieser archivalischen Praxis entwickelte die Exzerpierrechtspraxis – entgegen anders lautenden theoretischen Ansprüchen – bereits im Humanismus einen ausgeprägten Inhaltismus. In der humanistischen und später vor allem in der barocken Topik traten an die Stelle der *topoi* im Sinne von Schlüssen aus wahrscheinlichen Prämissen die *topoi* als nackte Prämissen der Gesamtargumentation (*sedes argumenti*).¹⁵ Diese Entwicklung schlug sich in unzähligen Sentenzensammlungen nach dem Muster der *Adagien* (EA 1500) des Erasmus von Rotterdam nieder, die das Exzerpieren mehr und mehr zu einer Sache von Spezialisten für Gnomologien und Toposkatalogen machten.¹⁶ Die alten heuristischen *loci* geronnen zu *loci communes*, deren Anhäufung allein durch die *copia rerum aut verborum* beeindruckte. Seitenstück zu dieser Materialisierung waren im 16. Jahrhundert verschärfte Anstrengungen, die Exzerpierrechtspraxis methodisch zu regulieren.¹⁷ Nachdem die quantitativ aufgeschwemmten wie qualitativ normierten Exzerpierrechtsmethoden der Schulrhetorik im Späthumanismus und vor allem im Barock das Handwerk des Gelehrten mehr und mehr dominiert hatten, wurden im ausgehenden 17. Jahrhundert Stimmen laut, die an dieser selbstzweckhaften Gelehrsamkeit Kritik übten. Ein früher Wortführer dieser Kritik war der Schulrhetoriker Christian Weise, der das Anlegen handschriftlicher Privattopiken aus der Sackgasse der reinen Büchergelehrsamkeit herausführen und in den praktischen Dienst des *Politicus* stellen wollte.¹⁸ Weises Kritik wurde wenig später von so prominenten Autoren wie Christian Thomasius oder Johann Christoph Gottsched im Namen von Klugheit und Vernünftigkeit aufgenommen und gipfelte in Friedrich Andreas Hallbauers Verdammung der schulrhetorischen *loci topici* als „falsche Quellen der Erfindung“ und in der Schlussfolgerung: „die beste Methode ist keine Methode“.¹⁹

Nun gehörte die Toposkritik seit der Antike selbst zu den *Topoi* der rhetorischen Kritik an einer toten Buchstabengelehrsamkeit und blieb bis in den Polyhistorismus der Frühaufklärung hinein ein Running Gag der Gelehrten(selbst-)kritik.²⁰ Die Kritik der Frühaufklärung am gelehrten Exzerpieren legte diese denn auch nicht einfach ad acta. Vielmehr versuchte sie diese Tradition durch eine gezielte Neuakzentuierung zu reformulieren und damit zu reformieren, um sie so den modernen Ansprüchen anzupassen. Voraussetzung dieser Reform war die tendenzielle Umwertung der rhetorischen bzw. poetischen Vermögen (*virtutes*): auf Kosten der *memoria* wurden das *iudicium* und das *ingenium* aufgewertet.²¹ Holzschnittartig lassen sich die Innovationen in den aufklärerischen Exzerpierrechtsanleitungen auf vier Schwerpunkte reduzieren:

1. Schwerpunkt ist der Primat der Realien (*res*) vor ihrer Versprachlichung (*verba*).

Die Sachhaltigkeit wurde zum wichtigsten Traktandum der Exzerpierrechtsanleitungen der

Aufklärung, mochte sie sich nun direkt auf Bestände der Natur beziehen oder mittelbar auf literarisch überlieferte Sachgehalte.²²

2. Schwerpunkt ist die Umstellung von der Reproduktion von Wissen auf die Produktion alternativer Wissens- und Vorstellungswelten. Während die Kollektaneen und Florilegien des Humanismus und des Barocks eine bestehende Weltordnung abbildeten und ihrerseits wiederum Stoff für neue enzyklopädische Sammelwerke lieferten,²³ waren die Exzerpthefte des 18. Jahrhunderts auf die Hervorbringung neuer, andersartiger Textformen angelegt.

3. Schwerpunkt ist die Subjektivierung dieser Produktionsorientierung. Neben die Bildung eigener, originaler Texte als Zweck des Exzerpierens tritt bereits Jahrzehnte vor der neuhumanistischen Bildungsreform um 1800 mehr und mehr auch die Ich-Bildung des (Auf-)Schreibenden.²⁴

4. Schwerpunkt ist die heuristische Funktion des Exzerpierens mit ihrer speziellen Zurichtung auf eine fortschrittsorientierte Erkenntnis. Das Auf- und Ausschreiben von tradiertem Wissen wird zum auslösenden Moment für die Revision und kritische Analyse dieses Wissens.

Entscheidende Anregungen für die Reform des humanistischen Exzerpier- und Kollektaneenwesens in der deutschen Aufklärung kamen aus England. Und auch für das Exzerpierverständnis des anglophilen Lichtenberg²⁵ wurden drei Traditionslinien, die auf englische Autoren zurückgingen, bestimmend. Der Begründer der ersten dieser Traditionslinien ist Francis Bacon, dessen „Novum Organum“ (1620) für die Entwicklung des Aphorismus als Denkform des Empirismus richtungweisend wurde und das Lichtenberg einmal als „heuristisches Hebzeug“ (J 1242) bezeichnete.²⁶ Nachdem die so genannte Commonplace-Methode in England schon früh in den Einflussbereich der zukunftssträchtigen *new sciences* geraten war,²⁷ verfasste auch Bacon am Ende seines Lebens unter dem Titel „Sylva Sylvarum“ (1626) ein (unpubliziert gebliebenes) Commonplace-Book, in welchem er eigene Naturbeobachtungen und literarisch tradierte Realien unvermittelt nebeneinander stellte.²⁸ Die zweite Traditionslinie geht auf John Locke zurück. Lockes 1686 erstmals auf Französisch veröffentlichte „New Method of Making Common-Place-Books“²⁹ wurde in Deutschland bis ins späte 18. Jahrhundert fleißig benutzt. Sie war insbesondere für den produktionsorientierten Praxisbezug interessant, weil sie die Ordnung der Exzerpte individualisierte und rationalisierte und deren Weiterverwertung durch eine beschleunigte Zugriffsmöglichkeit plausibilisierte. Die Lesefrüchte sollten unter lateinischen Titeln („heads“) alphabetisch geordnet und durch ein einfaches alphanumerisches Verweissystem, das problemlos erweitert werden konnte, miteinander

vernetzt werden. Am Ausgangspunkt der dritten Traditionslinie schließlich steht Shaftesbury.³⁰ Anstelle wohlgeordneter Kollektaneen propagierte Shaftesbury launenhaft-originelle Miszellaneen („miscellanies“), mit deren Hilfe und „provided with Common-place-Book Learning“ er nicht weniger als eine „Revolution in Letters“ in Aussicht stellte. Ziel dieser „miscellanies“ war es, „to confound [the] Simplicity and Conformity of Design“ in einem „Patch-work“ aus „Cuttings and Shreds of Learning, with various Fragments, and Points of Wit“. Shaftesburys Ideal war damit nicht die Reproduktion eines gelehrten Lektürepensums und nicht die Einheit eines organischen Kunstwerks, sondern „the complex Form and Texture of the Work“.

Diese Innovationen und ihre Gewährsleute hatten in vielfacher Weise Eingang in deutschsprachige Exzerpieranleitungen gefunden.³¹ Zwei solcher Anleitungen entstanden im persönlichen Umfeld Lichtenbergs.³² 1786 veröffentlichte der Naturgeschichtler und Englandkenner Johann Friedrich Blumenbach, ein enger Freund Lichtenbergs, eine Abhandlung „Ueber die vorzüglichsten Methoden Collectaneen und Excerpte zu sammeln“. 1789 folgten die „Anweisungen für Jünglinge zum Arbeiten besonders zum Lesen, Excerptiren und Schreiben“ des Göttinger Popularphilosophen und Klubgenossen Lichtenbergs Christoph Meiners. Im Übrigen war Lichtenberg seit seiner Darmstädter Gymnasialzeit mit der rhetorischen Übung des Exzerpierens vertraut.³⁴

Weil der Büchermensch Lichtenberg³⁵ das gelehrte Handwerk der sammelnden Lektüre selbst eifrig und sehr bewusst betrieb, stehen seine diesbezüglichen theoretischen Reflexionen in den Sudelbüchern im Rahmen eines vitalen kritischen Interesses für den Gelehrtenstand und seine Praktiken. Es mag diese existenzielle Affinität gewesen sein, die ihn zu vernichtenden Urteilen über das Lesen und Schreiben anspornte, welches im Bannkreis der Bücherwelt gefangen blieb.³⁶ Weil „das viele Lesen dem Denken schädlich“ (F 439) sei und schließlich in eine „gelehrte Barbarei“ (F 1085) münde, ist Lichtenbergs Worst-Case-Szenario eine Gelehrtenrepublik, in der „Bücher“ nur noch „aus Büchern geschrieben“ werden, statt eigene „Empfindungen und Beobachtungen“ des Autors mitzuteilen. Eines seiner beliebtesten Feindbilder war der Kompilator.³⁷ Grund dafür, weshalb Deutschland zu einem saft- und kraftlosen „Exzerpier-Comptoir“ (J 1094) zu verkommen drohte und sich „hoffnungsvolle jungen Leute [...] weiß, gelb, schwindsüchtig, und frigid und impotent“ exzerpierten (E 455), war in seinen Augen einerseits das zu frühe (B 264), andererseits das zu häufige und sklavische Lesen (G 210). In diesem und ähnlichen Urteilen manifestiert sich nicht nur die Kritik des Englandfanatikers Lichtenberg an seinen Landsleuten, die er im Kontrast zu den natürlichen Originalköpfen von der grünen Insel zu Meistern im Nachahmen

erklärte.³⁸ Es artikuliert sich darin auch ein eigenes Problem und damit eine kaum verhehlte Selbstkritik. „Er exzerpierte beständig, und alles, was er las, ging aus einem Buche neben dem Kopf vorbei in ein anderes“ (G 181), notierte sich Lichtenberg einmal in der für ihn typischen, sowohl auf einen anderen wie auf sich selbst beziehbaren Sprechweise in der dritten Person Singular.³⁹ Und dass sich bei ihm durch das „Sammeln und beständige Lesen [...] alles an das Gedächtnis und nicht an ein System“ hängte, dass ihm dieses Gedächtnis aber ausgerechnet dann, wenn er es am dringendsten bräuchte, beim „Disputieren“ nämlich, die „besten Argumente“ nicht lieferte (H 168), war ihm eine Qual.⁴⁰

Gleichwohl gestand Lichtenberg dem Exzerpieren eine gewisse Existenzberechtigung zu: als unverzichtbarer Lückenbüßer des Denkens nämlich. „Merke ich bei meinem Denken Lücken, die ich nicht ausfüllen, und Schwierigkeiten, die ich nicht überwinden kann, so muß ich nachschlagen und lesen. Entweder dieses ist das Mittel, ein brauchbarer Mann zu werden, oder es gibt gar keines“ (G 208). Mehr noch: Lichtenberg erkannte in den Exzerptsammlungen die unsichtbare, aber notwendige Voraussetzung von Meisterwerken. „O, wenn man die Bücher und die Kollektaneen sähe, aus denen oft die unsterblichen Werke erwachsen sind“ (G 209), notierte er sich im unmittelbaren Anschluss an die vorausgehende Aufzeichnung. Ein beschwörender Wunsch, den er für Newtons „Schreibbücher“ wiederholte (J 26) und in Sternes „Kollektaneen“ erfüllt sah (L 186).

So kehren auch die vier Haupttraktanden der aufklärerischen Exzerpierreform in Lichtenbergs Sudelbüchern nicht zufällig in immer neuen Variationen wieder. Der geforderte Realbezug wurde von Lichtenberg nachgerade zu einer Lebensmaxime erhoben: „Man muß zuweilen wieder die Wörter untersuchen, denn die Welt kann wegrücken, und die Wörter bleiben. Also immer *Sachen und keine Wörter*“ (G 68). Aus Angst, die Welt könnte ihm unter der Hand abhanden kommen, nahm sich der Büchermensch und Wortakrobat Lichtenberg in der vielleicht ausführlichsten Selbstreflexion über seine „Schmierbuch-Methode“ (F 1219) nicht das Aufschreibesystem irgendeines großen Gelehrten zum Vorbild, sondern die Buchhaltung der Kaufleute:

„Die Kaufleute haben ihr Waste book (Sudelbuch, Klitterbuch glaube ich im Deutschen), darin tragen sie von Tag zu Tag alles ein was sie verkaufen und kaufen, alles durch einander ohne Ordnung, aus diesem wird es in das Journal getragen, wo alles mehr systematisch steht, und endlich kommt es in den Leidger at double entrance nach der italiänischen Art buchzuhalten. In diesem wird mit jedem Mann besonders abgerechnet und zwar erst als Debitor und dann als Creditor gegenüber.

Dieses verdient von den Gelehrten nachgeahmt zu werden. Erst ein Buch worin ich alles einschreibe, so wie ich es sehe oder wie es mir meine Gedanken eingeben, alsdann kann dieses wieder in ein anderes getragen werden, wo die Materien mehr abgesondert und geordnet sind, und der Leidger könnte dann die Verbindung und die daraus fließende Erläuterung der Sache in einem ordentlichen Ausdruck enthalten“.⁴¹

Trotz dieser methodischen Anleihe bei der Warenwirtschaft war Lichtenberg kein naiver Realist. Zwar wurde er nicht müde daran zu erinnern, dass sich „die Richtigkeit unseres Urteils“ nicht auf die „Kenntnis der Meinungen anderer“, sondern auf „Erfahrung oder Erkenntnis von Factis“ gründet (D 15 und 19). Aber er wusste, dass diese „Facta“ unweigerlich Sprachcharakter annehmen, sobald sie vom Verstand bearbeitet und schriftlich festgehalten werden – sobald man sie mit anderen Worten als Erfahrung thesauriert. Wie Bacon rechnete Lichtenberg deshalb, wenn er von „Facta“ spricht, mit selbst gemachten und angelesenen Erfahrungen in gleicher Weise und stellte beide ununterschieden den gemachten „Meinungen“ und Vorurteilen (bei Bacon: *idola*) gegenüber.⁴² Selbst dort, wo es um den unmittelbaren Kontakt mit der Natur geht, blieb für ihn diese Natur ein Buch, das Modell für den Naturbezug das Lesen:⁴³ „Anstatt einen Helden immer in *seinem* Homer lesen zu lassen, wollte ich ihn lieber in das Buch sehen lassen, aus dem Homer selbst lernte“, heißt es in einer Kritik am homerseligen „Werther“ (G 5). Dass die Selbstverpflichtung auf die Sachen Lichtenbergs Lust an den Wörtern keineswegs zu zügeln vermochte, beweisen auch die zahllosen witzigen Wortspielereien und kuriosen Wortlisten – etwa von Schimpfwörtern und Redensarten (D 667 und 668) – in den Sudelbüchern.

Auch der Produktionsbezug, der an zweiter Stelle genannte Schwerpunkt der Exzerpierreform des 18. Jahrhunderts, lag Lichtenberg am Herzen. Am Anfang von Sudelbuch J notierte er sich als Inhaltsangabe:

*„Vermischte Einfälle,
verdaut und unverdaut, Begebenheiten, die mich besonders angehn.
auch hier und da Exzerpte, und Bemerkungen, die an
einem andern Ort gnauer eingetragen
oder sonst von mir genützt sind.“ (J 1)*

Die Exzerpte durften keinesfalls ein Endstadium markieren. Sie mussten, wie gesehen, das Zeug zu „unsterblichen Werken“ (G 209) haben. Die Betonung liegt nicht auf dem Sammeln an sich, sondern auf seinem Nutzen an einem „anderen Ort“. Durch „aktives“ statt „passives“ Lesen (E 266) und durch konzentriertes Verdauen⁴⁴ sollte der in den eigenen Exzerptheften angehäufte „Schatz“ in „künftigen Ausarbeitungen“ aufgehen (G 207). Diesen Transformationsprozess vom Exzerptheft zum eigenständigen Werk

versuchte Lichtenberg in Eintragungen wie jener zur Wastebook-Methode der Kaufleute theoretisch zu operationalisieren. Dem Zweck dieses „methodische[n] Fortschreiten[s] in der Ausarbeitung von unten auf“ (J 1422) diente nicht zuletzt auch die entfernt an Lockes „*New Method*“ erinnernde alphanumerische Indizierung der Sudelbücher.⁴⁵ Und auch der von Lichtenberg in seinen Sudelbüchern kultivierte Konjunktiv zielte auf die Verwirklichung dessen, was in ihm als möglich erwogen wird.⁴⁶ In den (nicht seltenen) Fällen aber, wo eine solche Verwirklichung zu offensichtlich unwahrscheinlich ist, wird klar, dass die „künftigen Ausarbeitungen“ von Lichtenbergs Exzerpten ihrerseits wiederum nur Möglichkeitsstatus haben konnten – sprich: fiktive oder poetische Welten sein mussten. Die in den Sudelbüchern keimhaft angelegten Romanprojekte belegen das auf eindrückliche Weise.⁴⁷

In der an dritter Stelle genannten Forderung nach einer Subjektivierung des produktiven Umgangs mit Exzerpten lag, wie noch detaillierter zu zeigen sein wird, für Lichtenberg das eigentliche Problem begründet. Konform mit den Exzerpieranleitungen der Aufklärung war er zwar davon überzeugt, dass Originalität nicht voraussetzungslos entstehen konnte, sondern nur dadurch zu erreichen war, dass einer zuerst „Facta kennen“ lernte und „diesen Factis“ dann „eine Stelle in [seinem] Meinungen-System“ anwies (D 19). Dennoch erklärte er ausgerechnet den, der „nicht aus dem Stegreif zu rasonieren weiß“ und „erst in seine Excerpta steigen muß oder in seine Bibliothek“, zum „Artefakt“ (L 69). Die Suche nach dem „stärkestindividualisierenden Ausdruck“, den Lichtenberg in den Exzerptheften anzustreben empfahl (G 207), mündete deshalb mit größerer Gewissheit in die „Naturgeschichte“ des exzerpierenden Geistes (J 26; vgl. D 366 und F 811) als in geniale Werke. Während Originalität als Ausdrucksqualität des Subjekts in dessen „Familien-Archiv“ (J 26) in jedem Fall erstrebenswert war, bekam sie als Werkqualität schnell einmal einen zweifelhaften Status. Diese gerade für Lichtenbergs eigenes Werk wichtige Differenzierung wird durch die Einsicht des Autors bestätigt und ergänzt, dass der originelle „Wert“ von Exzerpten, die in „Meisterwerke“ integriert wurden, nicht allein das Verdienst des Verfassers und seiner Erfindungskraft sein konnte. Vielmehr war er ein Effekt des Kontextes, in den die Exzerpte jeweils zu stehen kamen, und wurde vom „Zufall“ nicht weniger als vom Genie des Autors regiert (L 186). Wie Shaftesbury in seinen „Miscellaneous Reflections“ entschied sich Lichtenberg deshalb bewusst für eine literarische Produktion, die den „Cuttings and Shreds of Learning“, dem Fragment und dem Unfertigen, welches erst im Zusammenspiel mit anderen Sinneinheiten seine Sinnfülle entfaltete, vor dem geschlossenen Werk den Vorzug gab.⁴⁸ Dass Lichtenbergs Exzerpte im Zustand von Sudelbüchern – „wastebooks“ – geblieben sind und den systematischen

Weg ins „Journal“ und von dort in den „Leidger“ nicht gefunden haben, ist von hier aus gesehen nur konsequent.⁴⁹

Von hier verläuft eine direkte Linie zur vierten Reformbestrebung, der heuristischen Funktionalisierung des Exzerpierens. Als „heuristisches Hebezeug“ vermochte ein Exzerptheft Lichtenberg zufolge nur dann zu fungieren, wenn seine Organisation desorganisiert war. So mochte Lichtenberg im Zusammenhang mit seinen Sudelbüchern zwar von einem „Schatz“ (G 207) sprechen, nicht aber von einer Schatzkammer, wie man sie aus der humanistischen und barocken Exzerpriermetaphorik kennt.⁵⁰ Er vermied die Architekturmetaphern der Fund-Örter (*loci*) oder des Gedächtnis-Theaters, mit denen die Theoretiker der Frühen Neuzeit die Topik als eine simultane Vergegenwärtigung von Wissenswertem in ihre Memoriapraxis eingegliedert hatten. Seine Modellvorstellung für das Exzerpieren war die Jagd, die auf den „planlosen Steifzügen der Fantasie (J 1550) in einer unausgesetzten Bewegung zu immer neuem Wissensmöglichem vordringt.“⁵¹ „For ever reading, never to be read“ (F 1165) – diese programmatische Notiz Lichtenbergs aus der Zeit des Physiognomikstreits mit Lavater hätte auch als Motto über seiner „Schmierbuch-Methode“ stehen können.⁵² Das bevorzugte Material für Exzerptheft war das Nebensächliche und Kleine, und zwar nicht um ihrer puren Nebensächlichkeit und Kleinheit willen, sondern weil sie in demokratischer Weise jedem „denkenden Kopf“⁵³ unvermutete Zugänge zu den wirklich großen Fragen eröffneten.⁵⁴ Ihr systematischer Ort war das Chaos:

„So wie Linné im Tierreiche könnte man im Reiche der Ideen auch eine Klasse machen die man Chaos nannte. Dahin gehören nicht sowohl die großen Gedanken von allgemeiner Schwere, Fixstern-Staub mit sonnenbepuderten Räumen des unermeßlichen Ganzen, sondern die kleinen Infusions-Ideecken, die sich mit ihren Schwänzchen an alles anhängen, und oft im Samen der Größten leben, und deren jeder Mensch wenn er still sitzt [eine] Million durch seinen Kopf fahren sieht“ (J 850).

In diesem Ideengewimmel fungierte der Witz als heuristischer Prozessor. Denn wenn in irgendeinem Seelenvermögen der „Finder für alle Dinge“ verborgen liegen mochte, den Lichtenberg zu „erfinden“ hoffte, dann allein im Witz (F 1620. 1621). Sekundiert durch sein Gegenstück, den Scharfsinn oder Verstand, führte er das in den Sudelbüchern akkumulierte Wissen auf die kapriziösen und oft zufälligen Pfade der „Erfindung“ von etwas Neuem (F 1195) im Sinne einer kritischen Erkenntnis, wie sie Lichtenberg vorschwebte.⁵⁵ Chaos und Witz als Erkenntnisvoraussetzung und Erkenntnisprinzip sollten jene „neuen Blicke durch die alten Löcher“ (F 879) ermöglichen, die sich der „Selbstdenker“ Lichtenberg (D 433) abverlangte und durch welche gerade auch das in

seinen Notizheften zusammengelesene „längst Geglaubte“ immer wieder „für unausgemacht“ gehalten werden konnte (K 49).⁵⁶

An dieser Stelle ist vielleicht doch ein kurzer Blick auf Lichtenbergs Exzerpierrechtspraxis angebracht. Sie geht – mindestens oberflächlich betrachtet – mit seinen theoretischen Äußerungen durchaus konform. Quantitativ gesehen enthalten Lichtenbergs Sudelbücher nur wenige Exzerpte im engeren Sinn. Das gilt etwas weniger für Notizhefte, die ausdrücklich zur Aufnahme von Lektürenotaten bestimmt sind, wie etwa das so genannte Füllhornbuch *χέρας Ἀμαλθείας* oder die Materialhefte. Aber selbst dort werden Textzitate selten nachgewiesen oder es werden an ihrer Stelle überhaupt nur rudimentäre Titelangaben von Werken notiert, für die sich Lichtenberg interessiert. Viel häufiger sind – meist nicht als solche gekennzeichnete – Fremdzitate, die Lichtenberg syntaktisch wie argumentativ so in seine Notizen integriert, dass das Fremde vom Eigenen kaum zu unterscheiden ist.⁵⁷ Lichtenberg bleibt damit seiner theoretischen Maxime treu, „sich alles, was man weiß, so [zu] eigen zu machen, daß es ganz zu [...] seinem Wesen zu gehören scheint“, weil das „immer besser“ sei „als Kollektaneen von factis dem Gedächtnis anvertraut“ (J 1386). Den größten Anteil der Sudelbuch-Notizen aber machen eigene Einfälle, Entwürfe und Gedankenexperimente Lichtenbergs aus. Zwar gehört die Sammlung von Selbstgedachtem und -beobachtetem neben fremden Lese Früchten von jeher zum Standardkatalog rhetorischer Exzerpierrechtslehren.⁵⁸ Die quantitative Umgewichtung der Anteile und ihre Amalgamierung jedoch, die Lichtenberg in seinen Sudelbüchern vornimmt, sind außergewöhnlich. Aus der Sicht des historischen Wandels der Exzerpierrechtspraxis im 18. Jahrhundert macht sich darin vor allem die Miszellen-Tradition Shaftesburys bemerkbar. Der Shaftesbury-Bezug liefert nicht nur eine gattungsgeschichtliche Erklärung für den ästhetischen Überschuss der Sudelbücher über ihren rein erkenntnistheoretischen Nutzen.⁵⁹ Er rückt sie ideengeschichtlich auch in die Nähe der Genieästhetik – so sehr diese Nähe ihrem Autor widerstrebt haben musste.⁶⁰

II.

Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt, zur Originalitätsproblematik. Dass Lichtenberg die empfindsamen Dichterseelen und die selbst ernannten Originalgenies seiner Zeit sowie ihre Apostel in den Reihen der Literaturkritik gehasst hat wie die Pest, ist bekannt.⁶¹ In mehreren zum Teil ausführlichen Notizen entwarf er unter dem Titel „Parakletor“ (griechisch: Fürsprecher, Beistand) eine gegen die Genie-Clique gerichtete Satire, in welcher er „Trostründe für die Unglücklichen die keine Original-Genies

sind“ (D 526) sammeln wollte.⁶² Die Frage ist nur, aus welchen bestimmten Gründen Lichtenberg so allergisch auf die neue Literaturmode reagiert hat und mit welchen ästhetischen Modellvorstellungen diese Idiosynkrasie verbunden war und gegebenenfalls auch in Konflikt geraten konnte?

Zunächst ist festzuhalten, dass Originalität und Genie für Lichtenberg keineswegs schlechthin negative Qualitäten darstellten. In einer frühen Sudelbuch-Notiz wird als ein „Hauptkennzeichen des Genies“ angeführt, „nur individua [zu] sehen“ (B 22) – eine Tugend, der Lichtenberg zeitlebens nachstrebte.⁶³ Und in einem Titelentwurf zum erwähnten „Parakletor“ stellt er den „Beweis“ in Aussicht, „daß man zugleich ein Originalkopf und ein ehrlicher Mann sein könne“ (D 532). Vor allem die Alten werden immer wieder als Beispiele für solche ehrlichen und damit nachahmenswerten Genies angeführt. Dies deshalb, weil sich einer zeittypischen Gleichung zufolge mit ihrer Genialität Einfachheit und Natürlichkeit paarten.⁶⁴ Der Komplex dieser positiven Eigenschaften ließ sich leicht unter dem semantisch doppeldeutigen Terminus des Originalen bzw. der Originalität zusammenfassen.⁶⁵ Unter diesem Titel gesellten sich zu den Alten in der Gegenwart die Engländer. In ihrer natürlichen Genialität verband sich für Lichtenberg ein ästhetisches Vermögen mit einer anthropologischen – genauer: einer konstitutionellen – Anlage noch prototypischer als bei den Griechen und Römern.⁶⁶ Lichtenbergs große Vorbilder aus der englischen Kunst, Shakespeare, Hogarth und der Schauspieler David Garrick, verkörperten die Einheit von künstlerischem Naturtalent und natürlicher Persönlichkeit – eine Einheit, die Lichtenberg immer wieder unter die Begriffe des Charakters bzw. des Charakteristischen fasste.⁶⁷ Als genial in einem positiven Sinn galten ihm aber nicht nur diese großen englischen Künstler, eine natürliche Genialität legten die Engländer überhaupt an den Tag: „In England findet man mehr Original-Charaktere in Gesellschaften und unter dem gemeinen Volk als man aus ihren Schriften kennt“ (E 37), notierte er sich während seines zweiten Englandaufenthaltes in sein Exzerptheft. Den Grund dieses „Originalismus“ (F 366) der Engländer sah Lichtenberg in ihrer Disposition zum „whim“ – jener launig spleenigen Geisteshaltung, die er sich selbst zum Wahlspruch erhob (B 343) und die er in einem Anflug von hypertropher Begeisterung selbst den auf der Insel lebenden Vierbeinern zuschrieb (E 132). „Wir fahren nicht mit Bouquets und weißen Coquarden nach dem Galgen, schneiden uns nicht aus Neugierde in die Finger um unser Blut zu sehen, braten nicht Rippenstücke von unsern Weibern oder Geliebten [...]. Und wir wollen original sein?“ (E 121), fragte der Kritiker der deutschen Originalgenies rhetorisch. Zu dieser lebensweltlichen Affinität von „whim“ und Originalität gab es ein erkenntniskritisches Pendant: die

Verwandtschaft zwischen dem Genie und dem Witz.⁶⁸ Denn das Genie machte eben jene „Sprünge“ (J 1889), durch die auch der Witz völlig Disparates zu neuen Einsichten zusammenschießen ließ. Auch in diesem Verständnis als Erkenntnisorgan (nicht allerdings als ein solches der intuitiven Produktivität!)⁶⁹ wurde das Genie von Lichtenberg hoch geschätzt. An der Schnittstelle aller drei Bereiche – des ästhetischen, konstitutionellen und erkenntniskritischen – mochte sich Lichtenberg durchaus selbst als „originellen Kopf“ (E 414) und Verfasser „witziger Schriften“ (RA 31) sehen.

Dieses persönliche Interesse am Geniekomplex erklärt zum Teil das Acharnement, mit dem Lichtenberg in den 1770er Jahren gegen die grassierende Geniemode zu Felde zog. Darüber hinaus lebte der Göttinger Experimentalphysiker in einer Stadt, in der die deutsche Geniebewegung mit dem Hainbund um Ludwig Heinrich Christoph Hölty und Johann Heinrich Voss eine ihrer Bastionen errichtet hatte.⁷⁰ Nachdem der geplante „Parakletor“ im Entwurfsstadium stecken geblieben war, machte Lichtenberg seine Kritik an dieser literarischen Mode vor allem im Rahmen des Streites um Johann Caspar Lavaters Physiognomik publik, in welchen mitunter dieselben Akteure verwickelt waren. Und obwohl er mit seinem verwachsenen Körper auch hier existenziell herausgefordert war und deshalb mit seinen Gegnern nicht gerade zimperlich umging, erschöpfte sich seine Kritik keineswegs im bloßen Affekt. Sie war vielmehr konzise in erster Linie Stil- und in zweiter Linie Erkenntniskritik.⁷¹ Der geniale Physiognomiker Lavater und zumal dessen publizistischer Promotor, der Hannoversche Leibarzt Johann Georg Zimmermann, ärgerten Lichtenberg durch die am Genie-Idol Klopstock angelehnte „transzendente Ventriloquenz“ (F 665. 802, SB 3, 257) und die „Art von leerem Geschwätz, dem man durch Neuigkeit des Ausdrucks, unerwartete Metaphern das Ansehen von Fülle gibt“ (E 195).⁷² Lichtenberg hat den „Wonne-ton“ dieser „Seher“, der „Dithyramben“ daher „plündert und stolpert“, „mit konvulsivischem Bemühen das Unaussprechliche auszusprechen“ (F 802), in seinen Sudelbüchern in immer neuen Variationen parodiert.⁷³ Abgesehen von der ganz unverkennbaren Lust an der satirischen Stilparodie war Lichtenbergs Geniekritik vor allem erkenntniskritisch motiviert. Ihr Kern ist die Unangemessenheit von Sachverhalten (*res*) und ihrer sprachlichen bzw. begrifflichen Vermittlung (*verba*). Rhetorisch gesprochen bedeutete diese Unangemessenheit einen Verstoß gegen das Prinzip des *aptum/decorum*. Erkenntnistheoretisch gesprochen war hier eine angestrengt subjektive Sprechweise nicht gedeckt durch die – in Lichtenbergs Augen so entscheidenden – eigenen Beobachtungen und Erfahrungen des Sprechenden oder Schreibenden, die die Literatur dem Erkenntnisvermögen der Leser zu vermitteln hatte. Mehr noch: Der scheinbar extrem individualisierte Stil der „Original-Skribenten“ (D

520) entlarvte sich im Kontext der Geniemode als „Esprit du Corps“ (D 367. L 275), als ein bloßer Jargon. Den Genies und ihren Bewunderern drohte, genau wie den gelehrten Pedanten, denen sie spinnefeind waren, die Welt abhanden zu kommen, während allein die Wörter stehen blieben (G 68).

An diesem Punkt berührt sich Lichtenbergs Geniekritik mit seiner Gelehrtenkritik. Die gemeinsame Bezugsgröße ist das problematische Verhältnis von Natur und Kunst. Lichtenberg waren die deutschen „Original-Genies“, die „fluch[ten] und schimpf[ten] wie Shakespeare, lei[erten] wie Sterne, seng[ten] und brenn[ten] wie Swift, oder posaun[ten] wie Pindar“, deshalb zuwider, weil sie „Dichter aus Dichtern und nicht Dichter aus der Natur“ waren (D 610). Das Paradebeispiel eines solchen Dichters aus zweiter Hand war für Lichtenberg der junge Goethe, der angemaßte Shakespeare aus „Böotien“, der „durch Prunkschnitzer sogar die Sprache originell mach[en]“ wollte. Die Argumentation, mit welcher Lichtenberg den Verfasser des „Werther“ schon einmal im Zusammenhang mit Homer verurteilt hatte, wiederholt sich hier. Wie Homer galt auch Shakespeare den Literaturtheoretikern des 18. Jahrhunderts als Inbegriff reiner Natur(poesie) und war deshalb auch eines der unbestrittenen Vorbilder der Sturm-und-Drang-Generation.⁷⁴ Und wie im Falle der Homer-Adepten, die in ihrem Homer lasen, statt in das Buch der Natur zu blicken, „aus dem Homer selbst lernte“, lautet auch hier der Vorwurf an die Adresse Goethes, er imitiere die Werke des Naturgenies Shakespeare, statt sich an dessen Quelle, an die Natur selbst, zu halten. Indessen liegen auch hier die Dinge komplizierter, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn Lichtenberg war überzeugt davon, dass sich die Natürlichkeit der antiken Autoren und Shakespeares nicht *tel quel* in die Gegenwart herüberretten ließ. Ihm war bewusst, dass das, was in der Kunst der Moderne als Natur erscheinen mochte, lediglich ein Effekt dieser Kunst war. „Natürlich zu schreiben“, so räsionierte er in einem frühen Sudelbucheintrag, „erfordert unstreitig die meiste Kunst, jetzo da wir meistens künstliche Menschen sind; wir müssen, so zu reden, das Costume des natürlichen Menschen erst studieren, wenn wir natürlich schreiben wollen“ (B 270).⁷⁵ Wie Kant in seiner berühmten Formel aus der „Kritik der Urteilskraft“ (1790, § 46) hielt zwar offensichtlich auch Lichtenberg das Genie für jene „angeborene Gemütsanlage“, „durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt“.⁷⁶ Aber es war ihm ebenso klar wie jenem, dass das Resultat der Kunst dieses Genies niemals die Natur selbst sein konnte, sondern eine von der Natur regulierte Kunst bleiben musste.⁷⁷ Das Argument des Sekundären, Abgeleiteten hätte deshalb streng genommen nicht als Einspruch gegen die Produkte der Genies herhalten dürfen.⁷⁸ Trotzdem benutzte Lichtenberg dieses Argument immer wieder, und zwar nicht nur deshalb, weil er den naiven Anspruch dieser Produkte, reine

Natur zu sein, Lügen strafen wollte. Auch er selbst vermochte das Verlangen, die Natur möge sich in der Kunst der Moderne eben doch immer wieder als solche ereignen, nie gänzlich zu unterdrücken: „Die Alten sind wohl über uns“, wandte er gegen sein eigenes besseres Wissen ein, „weil sie nicht immer nachahmten, [...] mehr Sachen als Wörter lernten, [...] die Natur mehr sahen. Wer heute sich vor dergleichen hütet, ich weiß nicht warum er den Alten nicht beikommen, warum und wie die Natur sich erschöpft haben sollte“ (D 264).⁷⁹

III.

Stellt man die eben skizzierte Originalitätsproblematik in den Zusammenhang von Lichtenbergs Reflexionen übers Exzerpieren, so lässt sich zusammenfassend Folgendes festhalten:

Lichtenberg als Exzerptor ging es – wie der Exzerptierreform der Aufklärung überhaupt – weder um die Abschaffung der enzyklopädischen Exzerptiertradition der älteren Rhetorik noch um deren Bewahrung um der Tradition willen. Sein Anliegen war vielmehr die Revitalisierung dieser Tradition um der Innovation willen. Ziel und Motor des Exzerpierens war kein geschlossenes Wissenssystem mehr, sondern entweder ein Erkenntnisprozess oder ein ästhetischer Prozess. Das von der *memoria* thesaurierte Wissen sollte im Zeichen von *ingenium* und *iudicium* einer permanenten analytischen Kritik unterzogen oder aber die memorierten Fakten sollten im Zeichen des Konjunktivs in fiktive Möglichkeitswelten überführt werden. Kernstück dieses Programms war die Forderung nach Individualisierung⁸⁰ erstens der Sachen, die erkannt sein wollten, zweitens der Gedanken, die diese Sachen vorstellten, und drittens der Wörter, die die Vorstellungen dieser Sachen vermittelten. Weil nun streng genommen nur Gedanken und Wörter, nicht aber die Sachen selbst erkenntnisfähig waren, konnte es in diesem Individualisierungsprozess eigentlich immer nur um das Subjekt des Exzerpierenden gehen. Die *differentia specifica* von Lichtenbergs Exzerptierverständnis zur Exzerpttradition der antiken und humanistischen Rhetorik ist die individuelle Autorschaft in diesem Sinne – und gerade diese individuelle Autorschaft blieb für Lichtenberg ein ungelöstes Problem. Denn entweder drückte sich darin das Autorsubjekt in seiner ganzen Komplexität und Nacktheit aus, was, vor das große Publikum gebracht, inkommensurabel bleiben oder indezent wirken musste. Dass Lichtenberg seine Sudelbücher nicht publizierte, liefert hierfür das beste Beispiel. Oder aber das Autorsubjekt und seine Rhetorik offenbarten sich als bloße Schemata, die dem Anspruch, Subjektivität auszudrücken, nicht gerecht zu werden vermochten. Modellfall

für dieses Extrem waren die deutschen Genies, die originale Autorschaft direkt aus den Büchern ihrer großen Idole exzerpieren zu können glaubten. Die große Kunst bestand für Lichtenberg deshalb darin, Autorschaft als einen rhetorischen Effekt plausibel zu machen, sodass sie als eine quasi-natürliche Größe erschien.

Einen entsprechenden Versuch unternahm Lichtenberg in seinen Hogarth-Kommentaren, im Schutze einer Gattung mithin, die aufgrund ihrer Merkmale des Abgeleiteten und Unauthentischen den Gedanken an einen unmittelbaren Naturausdruck gar nicht erst aufkommen ließ und gerade deshalb die Chancen für einen rhetorischen Natureffekt erhöhte. Das „Studieren der Künste“ hielt Lichtenberg deshalb keineswegs für „lächerlich“, weil auch „unsre Gespräche und unsre Schriften“ nichts anderes „als Beschreibungen von Bildchen auf unserer Retina oder falschen Bildchen in unserem Kopf“ seien.⁸¹

Damit wäre ich schließlich wieder bei meinem Eingangszitat angelangt. Auch dort hieß es ja vom Mann, „der erst in seine Excerpta steigen muß oder in seine Bibliothek“, um „über Materien seines Fachs“ zu „räsonieren“, er sei „gewiß ein Artefakt“. Natürlich ist das eine Kritik am geistlosen Exzerpieren und Kompilieren. Die gelehrten Genies der Gegenwart sind ja eben nur „Pasten“, also nur Abdrücke der „Edelsteine“ des wahren „Genies“ der Alten. Dennoch entwickelt der Schluss der Aufzeichnung aus dem scheinbar so eindeutigen Künstlichkeitsvorwurf gegenüber dem Exzerpieren eine mindestens potenzielle Ambivalenz. Der Hauptgrund für die Prognose nämlich, dass es auch mit dem „Ruhm“ der Alten „nicht sehr weit gehen“ werde, darf in Lichtenbergs Einsicht vermutet werden, dass auch die natürliche Originalität der Alten lediglich ein Kunsteffekt war. Lichtenberg wusste, dass sich mit dem permanenten Wandel der ästhetischen Wertvorstellungen auch die Voraussetzungen dessen, was in der Kunst als Natur gilt, veränderten. Zwar hypostasierte er neben dem „künstlichen Menschen“ in uns auch einen „natürlichen Menschen“, den es immer gegeben habe und immer geben werde (B 138).⁸² Dies allein erklärt, weshalb Ciceros „Prose“ der „Ewigkeit entgegen“ gehen kann. Aber „der „artifizielle Mensch [...] hat sich in uns solche Freiheiten über den natürlichen herausgenommen“ (B 321), dass „natürlich schreiben“ in der Regel das natürliche „Costume“ dieses künstlichen Menschen studieren bedeutet (B 270). Kommt dieses Kostüm aus der Mode – und das gilt für das natürliche wie für kein zweites –, dann verliert selbst große Literatur wie Ciceros Poesie schlagartig an Evidenz. Die Artifizialität des Exzerptors ist damit sein Verhängnis und seine Chance zugleich. Vermeidet er das geistlose Ausschreiben und macht sich das Gelesene so zu „eigen“, dass es „ganz zu seinem Wesen zu gehören scheint“, dann vermag er dadurch zwar nicht direkt zur Natur vorzustoßen. Aber er kann sich immerhin ihre Zeichen anziehen:

„Hast du selbst gedacht“, so tröstete sich Lichtenberg einmal, „so wird deine Erfindung einer schon erfundenen Sache gewiß allemal das Zeichen des Eigentümlichen an sich tragen“ (D 255). Mehr aber, das wusste er, konnte und durfte man als Autor vernünftigerweise nicht erwarten.

Literaturverzeichnis

- Ammermann, Monika: *Gemeines Leben. Gewandelter Naturbegriff und literarische Spätaufklärung: Lichtenberg, Wezel, Garve*. Bonn 1978.
- Arburg, Hans-Georg von: *Kunst-Wissenschaft um 1800. Studien zu Georg Christoph Lichtenbergs Hogarth-Kommentaren*. Göttingen 1998.
- Baasner, Rainer: *Georg Christoph Lichtenberg*. Darmstadt 1992.
- Barner, Wilfried: *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*. Tübingen 1970.
- Beetz, Martin: *Rhetorische Logik. Prämissen der deutschen Lyrik im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert*. Tübingen 1980.
- Bircher, Martin; Straumann, Heinrich: *Shakespeare und die deutsche Schweiz bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Eine Bibliographie raisonnée*. Bern, München 1971.
- Blair, Ann: *Humanist Method in Natural Philosophy. The Commonplace Book*. In: *Journal of the History of Ideas* 53, 1992, 541–551.
- Blinn, Hansjürgen: *Shakespeare-Rezeption. Die Diskussion um Shakespeare in Deutschland*. Bd. 1: *Ausgewählte Texte von 1741 bis 1788*. Berlin 1982.
- Bloch, Ernst: *Lichtenbergsches herauf, herab*. In: ders.: *Literarische Aufsätze*. Werkausgabe. Bd. 9. Frankfurt a. M. 1985, 201–208.
- Blumenberg, Hans: *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt a. M. ²1983.
- Cahn, Michael: *Hamster. Wissenschafts- und mediengeschichtliche Grundlagen der sammelnden Lektüre*. In: Goetsch 1994, 63–77.
- Doktor, Wolfgang: *Die Kritik der Empfindsamkeit*. Frankfurt a. M. 1975.
- Fricke, Harald: *Aphorismus*. Stuttgart: Metzler 1984.
- Goetsch, Paul (Hrsg.): *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen 1994.
- Gockel, Heinz: *Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhng von Erkenntnistheorie und Sprachkritik*. Berlin, New York 1973.
- Goldmann, Stefan: *Lesen, Schreiben und das topische Denken bei Georg Christoph Lichtenberg*. In: Goetsch 1994, S. 79–90.

- Graevenitz, Gerhart von: „Schreib-Ende“ und „Wisch-Ende“. *Lichtenbergs zeichentheoretischer Kommentar zu Hogarths „Weg der Buhlerin“*. In: *Zur Ästhetik der Moderne*. FS Richard Brinkmann. Tübingen 1992, 1–32.
- Grimm, Gunter E.: *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*. Tübingen 1983.
- Grimm, Gunter E.: *Letternkultur. Wissenschaftskritik und antigelehrtes Dichten in Deutschland von der Renaissance bis zum Sturm und Drang*. Tübingen 1998.
- Hallbauer, Friedrich Andreas: *Anweisung zur Verbesserten Teutschen Oratorie, Nebst einer Vorrede von Den Mängeln Der Schul-Oratorie* (1725). Kronberg/Ts. 1974.
- Joost, Ulrich: „Schmierbuchmethode bestens zu empfehlen“ – Sudelbücher? In: *Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung*. München 1992, 19–48.
- Kant, Immanuel: *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Darmstadt 1983.
- Kühlmann, Wilhelm: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*. Tübingen 1982.
- Lechner, Sister Joan Marie O. S. U.: *Renaissance Concepts of the Commonplaces* (1962). Westport 1974.
- Lichtenberg, Georg Christoph: *Aphorismen*. Nach den Handschriften hrsg. v. Albert Leitzmann. 5 Hefte. Berlin 1902–1908.
- Lichtenberg, Georg Christoph: *Schriften und Briefe*. Hrsg. v. Wolfgang Promies. 6 Bde. München 1967–1992 [= SB].
- Lichtenberg, Georg Christoph: *Briefwechsel*. Hrsg. v. Ulrich Joost u. Albrecht Schöne. Bd. 1 ff. München 1983 ff. [= Bw]
- Lichtenberg, Georg Christoph: *Lichtenberg in England. Dokumente einer Begegnung*. Hrsg. v. Hans Ludwig Gumbert. Wiesbaden 1977 [= LE].
- Locke, John: *A New Method of a Common-Place-Book*. In: J. L.: *The Works*. 9 Bde. London ⁹1794, II, 441–459.
- Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1980.
- Maurer, Michael: *Aufklärung und Anglophilie in Deutschland*. Göttingen, Zürich 1987.
- Mautner, Franz H.: *Lichtenberg. Geschichte seines Geistes*. Berlin 1968.
- Mayer, Heike: Art. „Kollektaneen“. In: *Handwörterbuch der Rhetorik (HWRh) IV* (1998), 1125–1130.
- Mayer, Heike: *Lichtenbergs Rhetorik. Beitrag zu einer Geschichte rhetorischer Kollektaneen im 18. Jahrhundert*. München 1999.

- Neumann, Gerhard: *Ideenparadiese. Aphoristik bei Lichtenberg, Novalis, Friedrich Schlegel und Goethe*. München 1976.
- Peters, Günter: *Der zerrissene Engel. Genieästhetik und literarische Selbstdarstellung im achtzehnten Jahrhundert*. Stuttgart 1982.
- Rees, Graham: *An Unpublished Manuscript by Francis Bacon: „Sylva Sylvarum“ Drafts and Other Working Notes*. In: *Annals of Science* 38, 1981, 377–412.
- Requadt, Paul: *Lichtenberg*. Stuttgart ²1964.
- Rippmann, Peter: *Werk und Fragment. Georg Christoph Lichtenberg als Schriftsteller*. Bern 1953.
- Sauder, Gerhard: *Empfindsamkeit*. Bd. 1: *Voraussetzungen und Elemente*. Stuttgart 1974.
- Sauder, Gerhard: *Lichtenbergs ungeschriebene Romane*. In: *Photorin* 1, 1979, 3–14.
- Schmidt, Jochen: *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*. 2 Bde. Darmstadt ²1988.
- Schmidt, Siegfried J.: *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a. M. 1989.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm: *Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*. Hamburg 1983.
- Schmidt-Hidding, Wolfgang: *Europäische Schlüsselwörter*. Bd. 1: *Humor und Witz*. München 1963.
- Schöne, Albrecht: *Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik. Lichtenbergsche Konjunktive*. München ²1983.
- Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper Third Earl of: *Miscellaneous Reflections on the preceding Treatises, and other Critical Subjects*. In: ders.: *Characteristicks of Men, Manners, Opinions, Times*. [London] ⁶1737, III, 1–344.
- Spicker, Friedemann: *Der Aphorismus. Begriff und Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1912*. Berlin, New York 1997.
- Spicker, Friedemann: *Vom „Sudelbuch“ zum „Aphorismus“ – Lichtenberg und die Geschichte des Gattungsbegriffes (Teil I)*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1997*, 96–115 [= Spicker 1997a].
- Spicker, Friedemann: *dass. (Teil II)*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1998*, 115–135.
- Stafford, Barbara Maria: *Body Criticism. Imaging the Unseen in Enlightenment Art and Medicine*. Cambridge, London 1991.
- Stern, Joseph Peter: *Lichtenberg. A Doctrine of Scattered Occasions. Reconstructed from his Aphorisms and Reflexions*. Bloomington 1959.

- Ueding, Gert: *Beredsamkeit aus der Erfahrung – Georg Christoph Lichtenbergs Sudelbücher*. In: *Photorin* 9, 1985, 1–18.
- Wiedemann, Conrad: *Polyhistor's Glück und Ende. Von Daniel Georg Morhof zum jungen Lessing*. In: *Festschrift Gottfried Weber*. Hrsg. v. Heinz Otto Burger u. Klaus von See. Bad Homburg v. d. H. 1967, 215–235.
- Wiedemann, Conrad: *Topik als Vorschule der Interpretation. Überlegungen zur Funktion von Topos-Katalogen*. In: *Topik. Beiträge zur interdisziplinären Diskussion*. Hrsg. v. Dieter Breuer u. Helmut Schanze. München 1981, 233–255.
- Yolton, Jean S.: *John Locke. A Descriptive Bibliography*. Bristol 1998.
- Zedelmaier, Helmut: *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*. Köln, Weimar, Wien 1992.

- ¹ Bei dem vorliegenden Aufsatz handelt es sich um die Originalfassung eines Vortrages, der gekürzt und in französischer Sprache am 16. März 2002 im Rahmen des Kolloquiums „Lire au XVIIIe siècle – les écrivains et leur bibliothèque manuscrite“ an der École Normale Supérieure gehalten wurde.
- ² Von „Sudelbüchern“ spricht Lichtenberg im Zusammenhang mit seinen Notizheften in D 668, E 46 und 150, RA 93 und – besonders prominent – auf dem Titelblatt des Heftes F (SB 1, 457). Alternative Bezeichnungen sind u. a. „Hausbuch“ (Tagebuch 17. 12. 1793, vgl. SK 596), „Hudelbuch“ (E 389), „Klitterbuch“ (E 46), „Schmierbuch“ (F 1219) und „Wastebook“ (E 46). Zur materiellen Situation des Nachlasses vgl. die Herausgeberkommentare in SB K 1/2 (passim) und Joost 1992.
- ³ Gert Ueding hat als Erster auf Lichtenbergs Verpflichtung gegenüber der rhetorischen Tradition des Exzerpierens aufmerksam gemacht (Ueding 1985). Uedings Anregung wurde von Goldmann 1994 und Mayer 1999 aufgenommen und systematisch weiter verfolgt. Vor allem Mayers Arbeit verdanke ich wesentliche Anregungen.
- ⁴ Leitzmann 1902–1908.
- ⁵ Spicker 1998, 122 ff. Von „Aphorismen“ im Sinne des späteren Gattungsbegriffs sprach mit Bezug auf Lichtenbergs Gedankenbücher als Erste Rahel Varnhagen bereits 1825. Vgl. Spicker 1997, 67.
- ⁶ Vgl. Fricke 1984, 70 und 76.
- ⁷ Vgl. Brief an Gottfried Hieronymus Amelung vom 24. 3. 1786, Bw 3, 176.
- ⁸ Vgl. z. B. F 811, D 366 oder J 26.

- ⁹ Die Ausdifferenzierungsthese nach Luhmann 1980, bes. 9–71. Zur Herausbildung des Sozialsystems Literatur vgl. Schmidt 1989, zur Rolle des Originalitätskonzepts ebd., 84–100 und 285–313.
- ¹⁰ Vgl. Baasner 1992, 74 f.
- ¹¹ Obwohl zu vielen Teilaspekten der sammelnden Lektüre Studien existieren, gibt es m. W. bis heute keine umfassende Monographie zum Thema. Ich folge dem Überblick bei Mayer 1999, 23–103. Vgl. auch Mayer 1998.
- ¹² Vgl. bes. Aristoteles, *Topik* I, 14, und *Rhetorik* III, 17.
- ¹³ Nach Mayer 1999, 30.
- ¹⁴ Zum Folgenden Zedelmaier 1992, 68 ff. Zur Begrifflichkeit Beetz 1980, 122 ff.
- ¹⁵ Vgl. Schmidt-Biggemann 1983, 6.
- ¹⁶ Ebd., 17 ff. Zur Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis allgemein Wiedemann 1981, bes. 239 ff., bei Erasmus speziell Mayer 1999, 40 ff.
- ¹⁷ Mayer 1999, 45 ff.
- ¹⁸ Ebd., 49 ff. Zur „Methodus Weisiana“ vgl. auch Barner 1970, 167 ff.
- ¹⁹ Hallbauer 1725/1974, bes. 270–295, zit. 770 (dazu Mayer 1999, 67 ff.).
- ²⁰ Vgl. neben Grimm 1998 auch Wiedemann 1967, 225 ff., und Kühlmann 1982, 288 ff.
- ²¹ Beetz 1980, 149 ff., vgl. auch Grimm 1983, 333 ff. und 446 ff.
- ²² Beetz 1980, 146 f., und Zedelmaier 1992, 75 und 85 ff.
- ²³ Was Zedelmaier für den Gelehrten der Frühen Neuzeit festhält, bleibt bis ins frühe 18. Jahrhundert hinein gültig: „Der frühneuzeitliche Gelehrte ist primär Leser und erst in zweiter Hinsicht Verfasser von Texten“ (Zedelmaier 1992, 227). Vgl. auch Wiedemann 1967, 218 f., Grimm 1983, 295 ff., und Cahn 1994, 72 f.
- ²⁴ Vgl. Mayer 1999, 97.
- ²⁵ Maurer 1987, 253–291. Lichtenbergs Englandreisen sind umfassend dokumentiert in LE. Die dort gemachten Erfahrungen haben in vielfacher Weise in die Sudelbücher Eingang gefunden (vgl. v. a. Mautner 1968, 137 ff.).
- ²⁶ Vgl. dazu Neumann 1976, 69 ff.
- ²⁷ Blair 1992. Zur englischen Tradition der Commonplace-books vgl. allgemein Lechner 1974.
- ²⁸ Rees 1981. Zur Bedeutung Bacons für die fortschrittsorientierte Versachlichung der Exzerpierrechtspraxis vgl. Zedelmaier 1992, 303 ff.
- ²⁹ Die aus dem lateinischen Manuskript übersetzte französische Erstfassung erschien u. d. T. *Méthode nouvelle de dresser des recueils* in der *Bibliothèque universelle &*

- historique* 2, Juillet 1686, 315–340. Englische Ausgaben (mit leicht variierenden Titeln) erschienen ab 1706. Vgl. Yolton 1998, 318 ff. (Nr. 266 ff.). Mir lag die Ausgabe im zweiten Band der *Works* vor, vgl. Locke ⁹1794.
- ³⁰ Vgl. Shaftesbury ⁶1737, 1–8 (Chapter I: *Of the Nature, Rise, and Establishment of Miscellanys*). Die folgende Zitate ebd., 4 f.
- ³¹ Vgl. Mayer 1999, 80 ff. Weitere einschlägige Titel verzeichnet Zedelmaier 1992.
- ³² Die folgenden Angaben nach Mayer 1999, 85–98.
- ³³ In: *Medicinische Bibliothek*, Bd. 2, 3. Stück, 1786, 547–559.
- ³⁴ Mayer 1999, 85 ff.
- ³⁵ Zu Lichtenbergs Bibliomanie vgl. Neumann 1976, 194–219. Neumann schätzt die Buch-Belege in den Sudelbüchern auf zwischen fünf- und sechshundert (ebd., 195).
- ³⁶ Vgl. ausführlicher Goldmann 1994 und Mayer 1999, 109 ff.
- ³⁷ So z. B. in E 235 und 370, F 140, J₁ 3 und 1155 sowie K 299. In J 648 beschimpft Lichtenberg Johann Georg Zimmermann, einen seiner größten Gegner in der Physiognomik- und Geniedebeate, als Kompilator.
- ³⁸ Vgl. z. B. D 367, E 69 und 264, F 958, G 202 und 205 oder J 1195.
- ³⁹ Typisch hierfür ist die berühmte autobiographische Sudelbuch-Notiz *Charakter einer mir bekannten Person* (B 81).
- ⁴⁰ Vgl. ähnlich GH 63.
- ⁴¹ E 46. Eine ganz ähnliche „gelehrte Buchhalterey“ schlägt auch Zedler im Art. *Excerptiren* in seinem *Großen vollständigen Universal Lexicon Aller Wissenschaften und Künste*. 8. Band, Halle und Leipzig 1743, Sp. 2321, vor.
- ⁴² Gockel 1973, 70 ff., und Ueding 1985, 10 f., Katritzky 1995, 63 ff., betont die Rolle von Johnsons *Dictionary of the English Language* (1755, ²1760) für Lichtenbergs Bacon-Kenntnis.
- ⁴³ Ähnlich auch F 734. Zu Lichtenbergs *liber naturae*-Vorstellung Blumenberg ²1983, 199–213.
- ⁴⁴ Vgl. dazu Mayer 1999, 122 und 127.
- ⁴⁵ Die Bezeichnung der Sudelbücher mit Majuskeln stammt von Lichtenberg, die Nummerierung der einzelnen Einträge in den neueren Ausgaben dagegen von den Herausgebern. Lichtenberg selbst brauchte ein internes Verweissystem mit Sudelbuch-Bezeichnung und Seitenangabe.
- ⁴⁶ Vgl. dazu Schöne 1983.
- ⁴⁷ SB 3, 583–618, die dazugehörigen Notizen aus den Sudelbüchern sind nachgewiesen in SB K 3, 283 ff. Vgl. dazu insgesamt Sauder 1979.

- ⁴⁸ Dies wäre gegen die lange Zeit herrschende Forschungsmeinung einzuwenden, die die Vereinzelung und das Fragmentarische von Lichtenbergs literarischem Schaffen als Unvermögen zu einem geschlossenen Werk interpretierte (so z. B. Rippmann 1953). Vgl. dazu Stern 1959 und v. Arburg 1998, 371 ff.
- ⁴⁹ Vgl. die ähnliche Einschätzung bei Ammermann 1978, 175.
- ⁵⁰ Vgl. Zedelmaier 1992, 75 ff. und 226; Beetz 1980, 149 ff.
- ⁵¹ Zur Jagdmetaphorik im Zusammenhang mit Lichtenbergs Physiognomik-Kritik vgl. Stafford 1991, 120 ff.
- ⁵² Der englische Satz ist in Promies Kommentar nicht als Zitat nachgewiesen (SB K 1/2, ⁴478). Es ist aber nicht auszuschließen, dass wiederum ein Exzerpt das Motto zu Lichtenbergs Exzerpierreihe abgegeben haben könnte.
- ⁵³ E 370. In dieser Notiz stellt Lichtenberg den „denkenden Kopf“ oder „Starkdenker“ den „schwachen Köpfen“ und – bezeichnenderweise – auch den „große[n] Kompilatoren“ gegenüber.
- ⁵⁴ Ernst Bloch spricht von einem „Denken nebenbei, das nicht ohne ist“ (Bloch 1985, 201). Die erkenntniskritische Begründung von Lichtenbergs Interesse am Detail betont Gockel 1973, 134 ff. und 140.
- ⁵⁵ D 469 und F 700. Zur Komplementarität und Kooperation von Witz und Scharfsinn bei Lichtenberg vgl. Gockel 1973, 78 ff., zur Gleichsetzung von „Erfinden“ und „Erkennen“ ebd., 84. Das launig spielerische Element dieser Heuristik betont Neumann 1976, 141 ff.
- ⁵⁶ Auch in D 433 setzt sich der gelehrte „Selbstdenker“ Lichtenberg in einem fingierten Wortwechsel mit der kompilatorischen älteren Gelehrsamkeit auseinander: „Kennen Sie die fast courant gewordene Distinktion zwischen solider und superfizieller Gelehrsamkeit noch nicht? Uns eignen Sie die superfizielle und sich die solide zu? [...] ist dieses, so ist unsere Gelehrsamkeit nicht bloß durch plus und minus von der Ihrigen unterschieden, sondern wir können unsere Gelehrsamkeit aufs äußerste treiben und sie wird doch nicht solid, hundert superfizielle Folianten sind noch nicht so viel wert als ein solides Insekt von einem Büchelchen, das an einer Uhrkette bummelt.“
- ⁵⁷ Die beachtliche Zahl von Fremdzitaten, die Leitzmann und Promies in ihren Ausgaben nachweisen, ist abhängig von der Findigkeit und dem individuellen Kenntnisstand der Herausgeber. Sie dürfte deshalb immer noch einen nur beschränkten Anteil der effektiven Referenzen ausmachen.
- ⁵⁸ Vgl. Mayer 1998, 1126, und Mayer 1999, 23 ff.

- ⁵⁹ Erkenntniskritik und Ästhetik spielen sich bei Lichtenberg zwar öfter in die Hände, aber durchaus nicht immer so, dass „das in einem ästhetischen Handlungsideal dominierende spielerische Element [...] nur um seiner Funktion willen, [...] denkerschließend zu wirken“ übernommen würde, wie Gockel 1973, 91, behauptet.
- ⁶⁰ Die einzige Sudelbuch-Notiz, die Shaftesbury explizit erwähnt (B 277), ist kritisch – wenngleich die Bezugsgröße der Kritik – ein nicht weiter definiertes „Er“ – nicht ganz eindeutig ist. Zu Shaftesbury als Ahnherr der deutschsprachigen Geniebewegung Peters 1982, 1 ff., und Schmidt ²1988, I, 258 ff.
- ⁶¹ Die Empfindsamen und die Genies wurden von den Zeitgenossen v. a. unter dem Titel „Enthusiasmus“ miteinander identifiziert (Sauder 1974, 137 ff.). Zur Gleichsetzung von Empfindsamkeit und Geniebewegung im *Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur* und bei ihrem Mitherausgeber Lichtenberg vgl. Doktor 1975, 162. Neben dem Berliner Verleger und Publizisten Friedrich Nicolai und dem Göttinger Altphilologen Christian Gottlob Heyne wurde Lichtenberg von den Vertretern der Geniebewegung als Hauptgegner betrachtet (Peters 1982, 191 ff.).
- ⁶² Vgl. auch D 532 und 603 sowie die Entwürfe in SB 3, 522–532, dazu SB K 3, 241 ff.
- ⁶³ Vgl. Gockel 1973, bes. 19 ff.
- ⁶⁴ Vgl. z. B. B 20, 22, 25 und 365, D 264, E 197, 257, 261, L 275, G 117.
- ⁶⁵ So v. a. in B 22 und D 610.
- ⁶⁶ Voraussetzung für diese Präferenz war eine anthropologische Wende im Zeichen des gemeinen Lebens, die für Lichtenberg wie für andere Autoren der Spätaufklärung ausschlaggebend wurde (vgl. Ammermann 1978). Zur unten berührten Kategorie der Laune ebd., 152 ff. und 175 f.
- ⁶⁷ Ein Schlüsseltext diesbezüglich sind Lichtenbergs *Briefe aus England* (SB 3, 326–367). Zum Charakter-Begriff in diesem Zusammenhang vgl. von Arburg 1998, 195 ff.
- ⁶⁸ Vgl. Gockel 1973, 84 ff., einschränkend Schmidt-Hidding 1963, 169 ff. Speziell zum englischen Kontext (Samuel Johnson) ebd., 131 ff.
- ⁶⁹ Gockel 1973, 89.
- ⁷⁰ Vgl. B 22. Zum Geniekult des Göttinger Hains vgl. Peters 1982, 180 ff.
- ⁷¹ Vgl. zum Folgenden Gockel 1973, 85 ff. und 128 ff.
- ⁷² Vgl. ähnlich F 204 und 293. Zur Rhetorik der Geniebewegung ausführlich Peters 1982, 121–188.
- ⁷³ Vgl. z. B. die Proben im „Böotischen Dialekt“ in E 157, 245 und 314 oder die köstlichen zwei *Briefe von Mägden über Literatur* aus dem *Parakletor*-Umfeld (SB

3, 530 ff.). Die Bötier galten im alten Athen als bäurisch und plump. Bötien war u. a. die Heimat Pindars, eines der großen Idole der deutschen Geniebewegung.

⁷⁴ Vgl. dazu Schmidt ²1988, 150 ff., und die Dokumentation bei Blinn 1982. Auch für die genialen Physiognomiker aus der Schweiz spielte Shakespeare als Naturgenie eine zentrale Rolle (vgl. Bircher/Straumann 1971, 46 ff.: J. J. Bodmer, 89 ff.: J. H. Füssli, 128 ff.: J. C. Lavater, 198 ff.: J. G. Zimmermann).

⁷⁵ Der Ausdruck „Costume des natürlichen Menschen“ kehrt in B 321 wieder. Zu Lichtenbergs Konzept des „natürlichen Menschen“ vgl. auch Neumann 1976, 109 ff.

⁷⁶ Kant 1983, V, 405 f.

⁷⁷ Lichtenberg sieht sich in dieser Einsicht nicht zufällig durch seine späte Kant-Lektüre bestätigt, wie J 1168 zeigt.

⁷⁸ Vgl. dazu am Beispiel von Lichtenbergs Hogarth-Kommentaren v. Graevenitz 1992.

⁷⁹ Dies wäre Autoren wie Thomas Althaus entgegenzuhalten, die Lichtenberg zu radikal auf die Seite einer modernen, nach-kantischen Ästhetik und Semiotik ziehen möchten (vgl. Althaus 1991, 228 ff. und 250 ff.).

⁸⁰ Vgl. mit ähnlicher Gewichtung Mayer 1999, 246 ff.

⁸¹ Vgl. dazu v. Arburg 1998, 341 ff.

⁸² Zu Lichtenbergs doppelter Anthropologie – der Mensch ist eine „Konfliktexistenz“ zwischen Engel und Affe – v. a. Neumann 1976, 86 ff. und 197 f.